

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

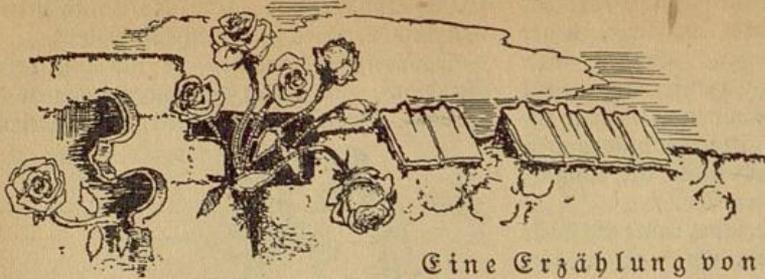
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Dörfler, Anton: Das entschleierte Schicksal: Eine Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Das entschleierte Schicksal

Eine Erzählung von Anton Dörfler

Der alte Riegelbauer saß mit Sorgen am Tisch und stieg mit Kummer ins Bett, seit sein Sohn und Erbe einem Mäd'el aus der Stadt verfallen schien. Es wurde nicht anders, als diese Agnes sich nun allen Ernstes und mit festem Willen anschickte, es einer richtigen Bäuerin gleichzutun. Für den Alten blieb sie nun einmal die lebendige Drohung eines dunklen Schicksals. Das einzige, was er dawider zu tun vermochte, war, von früh bis nacht der Jungen das Beispiel seiner toten Frau vorzuhalten. Dabei wußte er einen geradezu beschwörenden Eifer zu zeigen, der auch einer derbwüchsigeren Bäuerin als es die verwaiste Agnes war, das Gruseln hätte anhauchen können.

In der ersten Zeit flüchtete sie sich noch in die wenn auch herrische und wilde Liebe ihres Mannes. Nach und nach aber wurde der Christian in seiner Treue und im ganzen Ehehalten mehr verbissen und trohig als verliebt. Es schien ihm vor allem darum zu gehen, vor der Welt mit seiner eigensinnigen Brautwahl Recht zu behalten. Auch ihm war die Frau viel eher Schicksal jetzt und kaum mehr Hauswärme, Atem zwischen Brot und Linnen, Schein, der aus der Ferne schon über dem Hof lag.

Ein Mädchen wurde geboren. Unglück im Stall folgte bald darauf, und eines Tages starb mit herben Seufzern hart und friedlos der Alte weg.

Da kam das Verede auf, nicht Kraft, noch Wille fehlten dem Riegelhose, sondern einzig und allein der Segen. Christian und Agnes trugen das bittere Wort nicht gemeinsam. Ein jedes würgte für sich daran herum. Und nie war es deutlicher

zu sehen, daß in beider Herzen Mißwuchs gesät worden, als dann, wenn ihre Blicke sich auf dem verstolenen Weg zu dem Rinde trafen, das nur kümmerlich gedieh.

Schließlich saß der junge Riegelbauer häufig im Wirtshaus. Da konnte es geschehen, daß er sang und zu Streichen und Späßen aufgelegt war, die Herumtreibern besser zu Gesicht gestanden hätten. Der Hof kam herunter und die Nachbarn schwiegen mitten im Gespräch, wenn der Christian erschien. Jahrelang ging das immerzu bergab. Die kleine Sabine kam zur Schule. Niemand wollte ihr Freundin sein. Fahl und mager steckte sie in ihren meist viel zu großen Kleidern. Ihr Haar wurde weder voll, noch kam es zu einer rechten Farbe. Nur die großen, wunderbar hellen Augen schöpften Blick um Blick aus dem Brunnen einer vielleicht verzauberten Seele.

Die Mutter arbeitete auch das noch auf, was der Mann in immer größerem Ausmaß liegen ließ. Weniger und weniger wurde sie freilich darüber und mit der Zeit lief sie in den Kleidern der toten Altbäuerin wirklich als der leibhafte Schatten der Verstorbenen umher. Nachdem alles abgetragen war und keine Flicken mehr halten wollten, erschien Agnes wie gespenstig behangen mit den ausgefrachten, hellbunten und wehend leichten Resten ihrer einstigen Stadtkleider. Man konnte bängen, ein starker Wind möchte sie fortwirbeln wie welkes Laub. Niemandem mehr vermochte solch ein Mensch richtig nahe, hell oder gar warm zu sein, am wenigsten dem scheuen Rinde.

Schließlich gab es auf dem Riegelhof nur noch ein lebendes Wesen, dem man weder Not oder Kummer, keinen Mangel

an Lust oder Segen ansah. Das war der große, üppige Rosenstock mitten im zusehends verwahrlosten Garten. Die Jugendfreundinnen hatten ihn der Agnes zur Hochzeit geschenkt. Solange Sabine zurückdenken konnte, wußte sie, daß immer wieder Stunden kamen, wo der Vater lange wegblieb und die Mutter wie eine Tote durchs Fenster auf den Rosenstock starrte, es mochte um sie geschehen oder sich rühren, was da wollte.

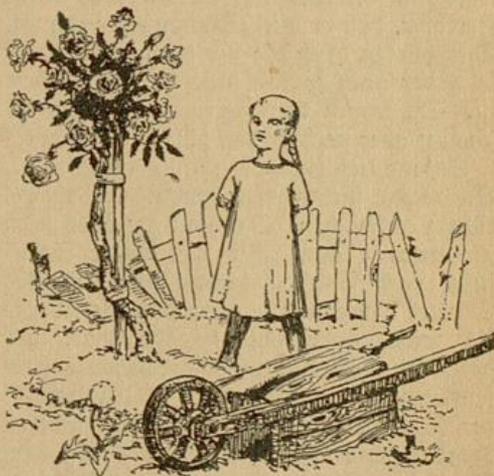
Einmal aber hatte sie diesen Blick auch beim Vater gesehen, der sonst die Rosen so gut wie nicht achtete. Was die Mutter zu ihm gesagt hatte, war Sabine unverständlich geblieben. Der Vater aber antwortete wie für alle Welt so laut, daß er selber anfing neugierig zu werden, wie es ihnen noch ergehen würde. Und dabei faßte er plötzlich auch die Rosen ins Auge, als ob von ihnen Rettung, Antwort oder ein Wunder hervorbekommen könnte.

Es mag nun Zufall gewesen sein oder nicht, jedenfalls glaubte Sabine erst von dieser Stunde an, daß es ernstlich bergab ging mit ihnen allen. Und als der Tag der Versteigerung gekommen war, erschienen die Monate seit dem frevelnden Wort des Vaters wie in grausiger Jagd vorbeigestürzt zu sein. Nun mußte Christian eine Kutschestelle, die man ihm verschaffte, annehmen und Agnes zog mit dem Mädchen ins Armenhaus, das man in einer alten Klosterscheune auf dem Berge eingerichtet hatte.

Die Mutter verließ das Haus nicht mehr. Sabine pflegte sie wie eine Kranke, ohne daß sie es eigentlich war. Bald erzählte man sich im Dorf, sie sei wunderbar geworden und habe das zweite Gesicht. Überall sähe sie Rosen wachsen, mit denen sie spräche wie mit Kindern. Zu Sabines Einsegnung erschien der Vater für ein paar Tage. Alle bestaunten den wie verjüngten, stämmig aufrechten Mann, und nun waren auch die mildesten Leute geneigt, der armen Frau alle Schuld zuzusprechen. Sie hätte wissen sollen, daß sie Unglück bringe.

Sabine hatte ein schönes Kleid bekommen und die Verwandtschaft nahm sie über

die Festtage zu Gast samt dem Vater. Agnes über die Schwelle des Armenhauses zu bringen, gelang nicht. Es wurde viel darüber gesprochen und ein uraltes Weib geheimniste nun gerne von einer Nonne, die vor Jahrhunderten lebendig in die Klosterscheune gemauert worden sei und die nun endlich ihr Opfer gefunden hätte; denn nichts sei gieriger hinter dem Leben her als unerlöste Tote.



Schließlich gab es auf dem Riegelhof nur noch ein lebendes Wesen, dem man weder Not oderummer ansah, das war der große, üppige Rosenstock.

Das Fest war vorbei, der Vater ging wieder seinem Dienst nach und Sabine sollte nun als Magd zu Verwandten kommen. Die Mutter lebte weiter, als habe sie jeden Sinn für die Welt verloren. Auch die bevorstehende Trennung von ihrem Kinde schien ohne Bedeutung für sie zu sein.

Eines Nachts jedoch hörte Sabine sich aus wirrem Traum von der Mutter gerufen. Sie riß die Augen auf und hob die ausgespreizten Hände zur Abwehr vor die Brust. Sie war feucht am ganzen Leibe, als habe man sie aus einem Brunnen hochgezerrt. Wahrlich, der Mund ganz für sich allein fragte aus der Gewohnheit, ob sie Licht machen sollte. Sabine spürte mit Gruseln, wie sie sich in zwei Wesen schied, wovon das eine feucht und verkrampft im Bett hauchte und das andere kühl und weich

mit ihren Worten aus dem Bett gestiegen war. Die Mutter sagte, man brauche kein Licht. Und nun war mit diesen paar Worten auch eine zweite Frau im Zimmer neben jener, die in der Ecke zu Bett lag.

„Merk dir's, Kind, für dieses Leben“, sagte die Mutter ruhig und mit einer viel tieferen Stimme als sonst, „es ist eine Sünde, die lang nicht auslicht, wenn der lebendige Mensch sich merken laßt vorm Herrgott, daß er ein Werkzeug für ihn ist. Das dürfen bloß die Toten wissen. Wer lebt, der muß so sein wie der Vater jetzt ist. Du kannst den Herrgott schon durchschaun; aber nachher hast halt keinen mehr.“

Sabine ließ sich aufs Kissen zurückfallen. Sie wollte nichts mehr hören. Sie wollte richtig aufwachen. Das galt ihr alles noch für einen Traum. In ihre wehe Sehnsucht nach Frieden hinein hörte sie die Mutter weiter reden, ohne daß die Worte sie wirklich erreichten. Ihr war, als hinge sie rücklings aus einem hohen Turmfenster und ein schmerzlicher Wunsch all der Jahre erfüllte sich, ein schimmerndes Haar wüchse ihr und wellte hinab vom Turm zur Tiefe, wie in jenem Märchen. Einen Herzschlag lang glaubte sie an diesen Traum und wurde so klar und leicht davon, daß sie plötzlich mit Lust auf die Mutter horchte. Sie sollte ja aufstehen und sich in den alten Garten schleichen mit Schaufel und großem Korb. Lange schon läge das bereit hinter dem großen Tor unter welcher Streu versteckt. Den Rosenstock sollte sie ausgraben um Mitternacht und heimtragen. Es sei im Keller ein kleines, vermauertes Gewölbe. „Ich hab' es gefunden!“ jubelte die Mutter voll Heimlichkeit jetzt, „ich weiß, daß man von draußen bei kann. Aber nur so viel Stein' hab' ich herausgebrochen, daß ich Erde hineinschütten hab' können. Immer zu schöner, weicher Erde noch schönere, noch lindere. Und jetzt ist es bis oben voll Erde und wir pflanzen den Rosenstock dort ein. Dann ist alles gut. Dann kann sie heraus und in den Himmel.“

Sabine hat gehorcht als ein gutes

Kind. Der Rosenstock war am Morgen nicht mehr im alten Garten des einstigen Riegelhofes.

Auch ohne zunächst einen Beweis abzuwarten, nahm jeder im Dorfe für sicher, daß Agnes sich ihren Rosenstock geholt hatte. Als sie bald darauf begraben wurde, war die nächtliche Tat erst recht geheiligt.

Sabine trat ihren Dienst an und schwieg. Nur manchmal schlich sie sich zum Armenhaus hinauf und blieb dann für eine Weile nicht zu sehen.

Jahre kamen und gingen. Ein alter Onkel Christians war kinderlos gestorben und hatte seine paar Äckerlein und Wiesenstücke samt dem Haus dem seinerzeit vom Hof gekommenen verschrieben. Alles staunte; denn gerade dieser Onkel hatte sich bis zuletzt unversöhnlich gezeigt.

Als nun im Christian das erste eigene Korn wieder reifte, da entdeckten spielende Buben, wie aus der Mauer des Armenhauses Rosen blühten, die sich an langen Stengeln zum Licht drängten.

Sabine hielt dem Vater Haus und Gärtchen in Ordnung. Als Christian mit der Neuigkeit von dem Rosenstock heimkam, ging er mit schwerem Schritt zur Truhe und suchte das Mädchenbild der Toten hervor. Dann ließ er sich auf den Stuhl in der Ecke, auf den Stuhl der Agnes niederfallen, daß er in seinen Fugen wankte. Tränen fielen auf das verblaßte Bild in seinen harten Fäusten, deren Daumen unbeholfen daran herumstreichelten.

„Wofür hat sie nun leben müssen?“ murmelte er ein ums andermal vor sich hin. Als Sabine still blieb und ihrer Arbeit nachging, wie sonst auch, fragte er leiser, ob sie es denn wisse? Er wartete aber gar nicht erst auf eine Antwort. Das Märchen von der eingemauerten Nonne habe sie sich in den Kopf gesetzt und daran sei sie krank und wunderbarlich geworden. Wenn die Menschen sich einmal einredeten, sie wüßten, was der Herrgott vorhabe mit ihnen, dann seien sie schon so gut wie für die Welt verloren.

Sabine sah ihn mit ihren großen, hellen Augen an und war eine einzige stumme Frage.

„Ich hab's an mir erfahren“, sagte er leise, und dann ging er mit dem Bild in der Hand stumm in den Abend hinaus, der eben von den Wäldern der Hügel ins Tal wehte.

Sabine sah ihm nach. Aus den Häu-

fern stieg der Rauch. Das Korn erbraunte leise und drüben im Walde würden die Rehe bald auf die Wiese heraustreten. Es war dem Mädchen auf der Schwelle des kleinen Hauses aus hundert Hauchen einer Ahnung der kühle Tropfen Wahrheit übers Herz geronnen: und du mußt weitertragen, was man bis zu dir her getragen hat.

Im Frübmorgenschein

Erzählung von Wolfgang Kemter

Eberhard Rainer, der junge Oberförster von Klausberg, betrat nach Dunkelwerden an einem Maiabend das Haus des Bürgermeisters Klaus Bonbrunnen und fragte die im Flur beschäftigte Magd, ob er den Herrn Vorsteher (wie man dort den Bürgermeister nennt) sprechen könne.

In diesem Augenblick trat der Hausherr selbst aus einer Tür und rief, den späten Gast erkennend: „Guten Abend, Herr Oberförster! Was verschafft mir die Ehre?“

„Gott zum Gruß, Herr Vorsteher. Hätten Sie einen Augenblick Zeit für mich?“

„Stehe zu Diensten. Bitte, kommen Sie da herein, da sind wir vollständig ungestört.“

Als sich die Männer dann gegenüber saßen, begann Eberhard Rainer: „Herr Vorsteher, ich komme in einer ganz besonderen Sache. Seit ich nach dem Tode meines Vorgängers vor einem halben Jahre hier meinen Dienst antrat, habe ich im Reviere mit Wilddieben zu tun. Nicht mit vielen und nicht regelmäßig, doch ich fand bald da, bald dort ihre Spuren. Da mir das Revier fremd war und mir gegenwärtig nur ein Heger zur Verfügung steht, gelang es mir bis heute nicht, die Wilddiebe oder den Wilddieb zu erwischen. Vielleicht ist es nur einer überhaupt. Tage und Nächte habe ich geopfert, doch umsonst. Seit gestern jedoch

weiß ich, wer mein Feind ist. Deswegen bin ich da.“

Der Vorsteher hatte dem Beamten mit wachsender Spannung zugehört, nun rief er fragend: „Herr Oberförster!“

„Es war heute“, fuhr dieser fort, „im Morgengrauen oben am Ravennabach. Freilich hat uns die Schlucht, die der Bach dort durchstößt, getrennt, und an eine Verfolgung war nicht zu denken; dies war aber auch nicht nötig, denn mit meinem Zeißglas habe ich den Wilddieb genau erkannt. Dieser Wilddieb, Herr Vorsteher, ist kein anderer als Richard Obermeier, Ihr baldiger Schwiegersohn.“

Da sprang der Vorsteher vom Stuhle auf.

„Herr Oberförster, das ist eine schwere Beschuldigung!“

„Die ich leider aufrecht erhalten muß und zu jeder Stunde mit Eid bekräftigen kann. Ich hätte sofort die Anzeige erstatten und die Verhaftung veranlassen können. Ich sah jedoch aus besonderen Gründen davon ab. Herr Vorsteher, es ist mir bekannt, daß Richard Obermeier in drei Wochen Ihre Tochter heiraten soll, und ich möchte Ihnen und Fräulein Maria die peinliche Lage ersparen, den Hochzeiter am Hochzeitstage hinter Schloß und Riegel zu haben.“

Freilich muß ich Sie bitten, mit dem ganzen Einfluß Ihrer Persönlichkeit auf den jungen Mann einzuwirken, das Wil-